

Die nächstliegende soziale Frauen- Halterwirtschaftspflicht. *Fräuleinfrage*

Von einer bürgerlichen Frau. 2.

Multatuli war es, der das Wort von der nächstliegenden Pflicht geprägt hat, dieses Wort, das so viel Verständnis der ungelunden Ueberreizung unserer Zeit,

des Alleswollens und Nichtkönnens verrät. Dem Knaben Walter, der im Uebereifer und Ungestüm seiner Jugend hineinstürmen will in die Arbeit, gibt sein väterlicher Freund die Mahnung mit, stets vor allem die nächstliegende Pflicht zu tun. Sie klingt ein bißchen hausbacken, diese Lehre, ein wenig kleinlich; und die geräuschvolle Begeisterung schiebt sie gern als engherzig beiseite. Sie mag auch nicht für jeden, nicht für alle Fälle taugen. Aber niemals war es vielleicht notwendiger, an diese Warnung zu erinnern, als in unserer nervösen Zeit, da in den bürgerlichen Kreisen mit einemmal das soziale Gewissen erwacht ist. Es kam ja ein bißchen plötzlich, aber dafür um so leidenschaftlicher und ein Sturm der Begeisterung erfasste gewisse vornehme Herren und Damen — namentlich die Damen —: fast so wild und heftig als der, da die neue Rockmode eingeführt wurde. Alle entdeckten gleichzeitig, daß sie soziale Pflichten hätten, und wollten sie sogar erfüllen, möglichst rasch, in fieberhaftem Verständnis. Sonderbare Blüten zeitigte die Bluthige der ersten Begeisterung. Man strich in der Elektrischen und in der Theaterloge, man sparte sich die Seidengaschleier vom Munde ab, um den Frauen der verwundeten Steirer Bauern eine Freude zu machen, und aß verbrannten Apfelstrudel fürs Vaterland.

Selbstverständlich gab es unter den Opferwilligen auch solche, die die Sache am rechten Ende anzupassen mußten, und nur verblenderter Eigensinn könnte leugnen, daß Großes und Schönes geleistet wurde. Aber wie immer waren es nur wenige, die lebensfähige Institutionen schaffen und sie erhalten konnten. Auch zur sozialen Arbeit gehören Vorbildung, besondere Eignung, Talent. Wer diese Gaben nicht besaß, eilte von einer Aktion zur anderen, verfolgte die seltsamsten Ideen — ich erinnere beispielsweise an die einem tief gefühlten Bedürfnis entspringende Doppelbedeluhrenaktion —, fand nirgends Befriedigung und ließ endlich gelangweilt von der Sache ab. Viele von den Damen wußten nicht, wo sie sich anschließen sollten, andere finden jetzt, daß sie füglich genug geleistet hätten; dazu kommt noch, daß die sozialen Pflichten auch schon ein bißchen veraltet sind, wie die doppelfarbigen Schuhe, und so kann es nicht fehlen, daß sich die bürgerliche Welt langsam von der Allgemeinheit wieder zurückzieht, sich dem gesellschaftlichen Fühlen entfremdet, diesem Fühlen, das den „unteren Ständen“ so selbstverständlich ist, daß es nie einer Mahnung bedürfte, noch bedarf.

Um aber dem — bei aller Spielerei — doch vielleicht ehrlich guten Willen der Bourgeoisie gerecht zu werden, wäre es jetzt wohl an der Zeit, an die nächstliegenden sozialen Pflichten zu erinnern, die jeder hat und keiner suchen muß. Und da möchte ich die bürgerlichen Frauen, den guten Mittelstand, an eine kleine bescheidene, soziale Aufgabe mahnen, die in ihrer aller-nächsten Umgebung harret, die in ihr tägliches Leben hineingreift und nichts fordert, weder Geld noch Begabung, nichts als guten Willen und ein wenig Geduld. Freilich, es ist keine große Tat zu tun, die Öffentlichkeit wird niemals davon erfahren und nicht das allerwinzigste Sternchen ist einzuheimfen. Aber es ist in aller Schlichtheit soziale Arbeit, anspruchslose Kleinarbeit allerdings, die endlich getan werden sollte, wenn man den guten Willen der bürgerlichen Kreise ernst nehmen soll.

Ich will den Stier bei den Hörnern fassen und das „peinliche“ Wort mutig nennen: ich spreche von dem Verhältnis der Dame zu ihrem Dienstmädchen (wie der Beruf hartnäckig weiterbezeichnet wird). Dieses Verhältnis ist im allgemeinen — rühmliche Ausnahmen mag es geben, doch ist mir nichts bekannt davon — eine Schande und vor allem beschämend für die Herrin. So manche von den Damen, die sich mit ihrer Tätigkeit fürs öffentliche Wohl brüstet, beweist, wenn man sie zu Hause beobachtet, daß sie keinen Funken sozialen Empfindens besitzt. Ihr soziales und privates Verhalten könnte der kräftige Ausdruck aus vergangenen Tagen am besten kennzeichnen: „Oben hui, unten pfui!“ Sie suchen und haften nach sozialen Aufgaben, nach Fühlung

mit dem Volke und sehen dabei die soziale Aufgabe nicht, die die Treppe reibt, den Boden auf Kosten ihrer Lunge härtet und den Schlaf ihrer Nächte opfert, wenn Gesellschaft ist oder die Herrschaften ins Theater gehen. Gewiß, die Arbeiten des Haushalts müssen gemacht werden, sie sind vielleicht nicht ebenso gut organisiert, aber ebenso wertvoll, ebenso ehrenhaft als jede andere Lohnarbeit. Auch ist es den Frauen des Bürgerstandes, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, gewiß nicht übelzunehmen, daß sie diese Hausarbeit nicht selbst besorgen. Wohl aber kann man ihnen mit Recht gar sehr verübeln, daß sie das Gefühl verloren haben, in ihrem Dienstmädchen etwas anderes als ein Arbeitstier oder eine Maschine vor sich zu haben.

Man sage nicht, daß ich übertreibe, sondern sehe erst ein bißchen um sich oder — in sich. Wie viele Frauen gibt es, die in menschlich-befriedigendem Verhältnis zu ihrer Arbeitsgehilfin stehen? Wie viele gibt es, die eine über das Allerbescheidenste hinausgehende persönliche Teilnahme an deren Geschick aufbringen? Es gibt da eine gewisse, recht beschränkte Anzahl von Gefühlen, die man ihr zubilligt und die eigentlich schon die ganze Geringschätzung verrät, die kaum verdeckt wird. Das Mädchen darf weinen, wenn — nachgewiesen und offiziell natürlich — ihre Mutter gestorben ist, sie darf gelegentlich Heimweh haben (nur nicht an den Tagen, wo die gnädige Frau Jour hat) und darf sich vor dem Zahnziehen fürchten. Das wird so ziemlich alles sein. Von der absoluten Verständnislosigkeit für das Seelenleben dieser künstlich Vereinsamten kann man sich vielleicht eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß jetzt, zur Zeit des Krieges, der doch alle Frauen einander näherbringt, mitunter eine Dame ihr weinendes Dienstmädchen tröstet: „Machen Sie sich doch nichts daraus, daß Ihr Bräutigam gefallen ist. Sie bekommen ja sicher noch einen anderen.“ Das mag dabei, so verlegend es ist, nicht einmal böse gemeint sein. Es ist nur eine tiefgehende Geringschätzung, die sich ihrer selbst gar nicht bewußt ist, denn im Grunde ihres Herzens sind die Damen überzeugt davon, daß ihre Stubenmädchen eine andere Menschenrasse sind. Sie stehen, wenn ein Unglück ihre Untergebenen trifft, auf dem freundlichen Standpunkt des Kochs, der dem Hal bei lebendem Leibe die Haut abzo-